



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

vielen schönen Stellen gibt es andere, in denen der Sprache Durchsichtigkeit und leichter Fluß fehlt. Die Versform, eine vierzeilige Strophe, ist die bekannte Auflösung von zwei langen Zeilen des alten Nibelungenmaßes, das Metrum ist in den einzelnen Gesängen verschieden variiert und im ganzen mit gutem Takt gebraucht, da wo ein alterthümlicher Ton durch Weglassen oder Häufung der Senkungen und Verlängerung der vierten Verszeile zu vier Hebungen erstrebt ist, wird der Vers für ein modernes Ohr bisweilen zu wenig rhythmisch. Es ist eine schwere Sache mit dem Nachbilden der kunstvollen Variationen, durch welche die Nibelungenstrophe im Mittelalter so reizvoll gemacht wird, wir können nur ungefähr den Takt der Versfiguren nachahmen, und müssen dabei doch manche von den Gesetzen des modernen Versbaues opfern. Die Feinheit, Grazie und den Reichthum dieser alten schönen Strophe vermögen wir nicht mehr zu erreichen, da die Gesetze unsres Versbaues, d. h. der Tonfall unsrer Sprache seit dem Mittelalter ganz andere geworden sind.

Außer der poetischen Anlage des Dichters, dem interessanten Stoff und der eigenthümlichen Behandlung desselben zeigt das Buch auch den patriotischen Sinn eines Mannes, der den Grundgedanken darstellt, daß deutsche Fürstengröße sich nicht in Souveränitätsgelüsten, sondern in der Selbstaufopferung für unser gemeinsames Vaterland bethätige. Das Werk hat grade jetzt eine schöne und gute Tendenz. Die Ausstattung des Buches ist so glänzend, wie die bekannte Firma sie den Lieblingen ihres Verlags bei der Reise in die Welt mitzugeben weiß.

W o c h e n b e r i c h t.

Aus England. — Die letzten Erklärungen Lord Clarendons und Lord J. Russell im Parlamente werden nun wol diejenigen beruhigen, die bisher an einem aufrichtigen Willen Englands, den Krieg gegen Rußland im Ernste zu führen, gezweifelt haben. Man war von vornherein entschlossen, keine Verletzung des öffentlichen Rechts Europas zu dulden, denn man war sich seiner Pflicht als eine der Großmächte, welche die völkerrechtliche Polizei gegen alle Uebelthäter und Landfriedensstörer in Europa auszuüben haben, vollkommen bewußt. Eingedenk der großen Segnungen des Friedens hätte man jedoch gern ohne diesen zu stören den alten Rechtszustand wieder hergestellt gesehen, und ließ deshalb keine diplomatischen Mittel unversucht. Da diese aber fehlgeschlagen haben, und man einmal die kostspieligen Rüstungen zum Kriege gemacht hat, so wird man jetzt nicht mehr bloß mit der Wiederherstellung des status quo ante zufrieden sein, sondern mit aller Energie dafür sorgen, daß Rußland aus seiner Angriffsstellung gegen die Türkei verdrängt wird. Eine entsprechende Vermehrung der Landtruppen im Orient ist bereits im Werke, und zwar auf die in einem frühern Artikel angedeutete Weise:

man wird eine Anzahl türkischer Regimenter in englischen Sold nehmen, oder vielmehr man wird in Kleinasien und in der europäischen Türkei Truppen werben, und ihnen englische Offiziere etwa vom Hauptmann an aufwärts geben, die untern Chargen aber mit Eingeborenen besetzen, wenn sich passendes Material dazu findet, oder mit mahomedanischen niederen Offizieren aus den ostindischen Sepoyregimentern, die sich zu allen Zeiten so trefflich bewährt haben. Es ist zu hoffen, daß das Mißtrauen des Muhamedaners gegen den Christen in der Türkei ebenso rasch verschwinden wird, wie es in Ostindien verschwunden ist, und daß der türkische Soldat, wenn er sich von seinem christlichen Offizier viel gerechter und sorglicher behandelt sieht, und pünktlicher und besser bezahlt wird, als man es in der Türkei bisher gewohnt gewesen, seinem Vorgesetzten nicht blos gehorchen, sondern ihn auch lieben lernen wird. Der Plan bietet mehre sehr vortheilhafte Seiten dar: ein solches Regiment würde schwerlich mehr als das Viertel eines englischen kosten; man hätte Truppen, die vollkommen an das Klima gewöhnt wären; und endlich ist der bei den bevorstehenden Operationen gewiß sehr empfindlich werdende Mangel an leichter Reiterei nur auf diese Weise zu ersetzen, denn der englische Reiter ist zu schwer für die Pferde des Landes, und das englische Pferd zu zärtlich gewöhnt, um lange die schlechte und ungewohnte Fütterung, die es allein im Oriente findet, vertragen zu können. Auch kostet der Transport dieser Waffengattung nach dem Kriegsschauplatz viel zu viel Geld.

Das obengenannte Ziel der englischen Politik läßt sich nur erreichen, wenn man Rußland die Krim für immer entreißt, oder wenigstens die Befestigungen von Sebastopol und die in dem dortigen Hafen liegende Flotte zerstört. Durch die Flotten allein läßt sich dies nicht ausführen. Ein Landungscorps von den vor Barna und der Donau stehenden Truppen abzutrennen, erlaubt aber ihre verhältnismäßig geringe Anzahl noch nicht; deshalb wartet man mit solcher Ungeduld auf Oestreichs Erklärung. Schwerlich wird man aber Barna zur Basis einer Operation gegen die Krim nehmen. Von einer Landung in der unmittelbaren Nähe von Sebastopol kann nicht die Rede sein. Eupatoria (Koslof) an der westlichen Küste wäre an und für sich eine geeignete Vertikheit: Hafen und Rhede sind gut, und man gelangt vor hier sogleich auf die Straßen, die nach Symferopol, der Hauptstadt der Krim und Sitz aller Behörden und nach Sebastopol führen. Aber die Straße zieht sich durch die unfruchtbare Steppengegend im Innern der Krim, und die Landung kann zu leicht durch die aus Odessa, Nikolajeff, Cherson oder Sebastopol herbeieilenden Russen gestört werden. Die südliche Küste ist steil, bis 5000 Fuß hoch, mit sehr wenigen Zugängen versehen (Balakawa, Jalta, Muschta, Kassa) und die auf das Plateau hinaufführenden Wege tragen den Charakter von Pässen, oder sind bloße Saumpfade. Erst bei Kassa senkt sich die Küste und wird bei Kertsch und der Straße von Jenikale ganz zur Ebene. Hier ist die Achillesferse der Krim. Der einleitende Schritt müßte die Einnahme von Anapa an der transkaukasischen Küste sein, um einen guten Hafen und eine starke Position zu haben, und die Verbindung zu Lande mit den Tscherkessen zu eröffnen. Diese würden zugleich die leichte Reiterei hergeben, die der verbündeten Armee fehlt. Kertsch kann einem Angriff von der See aus nicht widerstehen. Hier könnten die englischen und französischen Truppen landen, während die Pferde der Tscherkessen durch die sehr leichte

Straße von Jenikale schwimmen oder an Leinen den Booten folgen könnten, woran sie gewöhnt sind. Der nächste Punkt, der einzunehmen ist, wäre Kassa (Trodosta), das, soviel wir wissen, nicht befestigt ist. Auch die Landzunge von Arabat am faulen Meere müßte gesichert werden. Von Kertsch aus führt der Weg allmählig ansteigend auf das Tafelland durch die fruchtbaren Einschnitte des nördlichen Abhangs der Küstenskette, und läßt die Steppe rechts. Links führen die wenigen Pässe über die Höhen und den ebenfalls sehr fruchtbaren südlichen Abhang nach dem Meere hinab. Die Verbindung mit diesen wäre entweder durch ein Detachement leichter Truppen, das am Strand entlang marschirte, zu führen, oder durch successive Landungen in den 4 — 5 Häfen. So könnte man, beständig von der Flotte cotoyirt, gegen Sebastopol durch eine fruchtbare Gegend marschiren, während die Russen zum Angriff die baum- und wasserlose Salzsteppe im Innern durchschreiten müßten. Die Verbündeten hätten noch den Vortheil, daß die Stärke ihres Heeres ganz unabhängig von der Sorge für die Ernährung derselben wäre, da sie in beständiger Verbindung mit dem Meere bleiben, und den ganzen fruchtbaren Strich des Landes im Besitz haben, während bei den Russen ganz das Gegentheil der Fall ist.

München den 16. Juli. — Die Industrieausstellung ist eröffnet. Das heißt, die feierliche Eröffnung hat stattgefunden, ohne daß bis jetzt alle Abtheilungen zur Vollendung, sämmtliche eingesendete Gegenstände zur Aufstellung gekommen wären. Noch sind weite Räume, in welchen die allerwichtigsten Branchen des deutschen Gewerbefleißes vertreten sind, unausgebaut, mit Brettern vernagelt, und werden dies voraussichtlich noch wochenlang bleiben. Aber der König wollte, die Welt mußte es, daß am 15. Juli eröffnet werde, und so geschah es. Die Münchener Industrieausstellung hat eine eigenthümliche Geschichte, welcher ins Detail zu folgen ermüdend wäre. Nur soviel darüber: Wien war ursprünglich zum diesjährigen Versammlungsort der deutschen Industrie erkoren, und Oestreich hatte schon verschiedene Schritte gethan, das Unternehmen ins Werk zu setzen. Da gewann ihm plötzlich Baiern, ohne Vorverkündigung, ohne jede vorausgegangene Notiz in einem Manifest an die deutschen Gewerbtreibenden den Rang ab. Der Grund ist uns schwer zu errathen; in dem beiläufig etwas hölzernen Gedicht von Kobell, welches den Majestäten bei der Eröffnungsfeier als Erzeugniß der arbeitenden Schnellpressen überreicht wurde, beginnt eine Strophe: „dem Vaterland wird neuer Ruhm sich gründen —“ und damit ist der Hauptzweck der Münchener Ausstellung wol ausgesprochen. Das Gebäude, natürlich ein Krystallpalast, in dem vormaligen botanischen Garten, ist ein großes Biered mit Transsept und zierlich genug ausgefallen, wenn auch bei dergleichen immensen Glaskästen von architektonischer Schönheit oder Stil nicht die Rede sein kann. Trotz der weitschichtigen, alles umfassen sollenden Vorarbeiten, deren minutiöse Aengstlichkeit fast ins Kleinliche ging, ist der ursprünglich vorgesehene Raum viel zu klein gewesen, und so mußte das Haus immer wieder ein Haus gebären — die Caricaturen in fliegenden Blättern und Punch sind nicht übertrieben. Daß jede dieser neuen Geburten weit hinter dem Vorbild der Mutter zurückbleibt, versteht sich von selbst; zuletzt hat man es sich bequem gemacht und sich mit einem weiten, nach allen Seiten offenen, aus roh behauenen Balken, mit Ziegeln bedeckten Schuppen beholfen, an welchem übrigens immer noch gebaut wird,

während das liebe Gut der bekannten Milde des Münchener Himmels anvertraut ist. Ueber die Betheiligung an der Ausstellung brauche ich nicht das Nähere zu berichten; der statistische Nachweis ist veröffentlicht worden. Er gibt mancherlei zu denken; die verhältnißmäßig geringe Theilnahme Preußens, welches nicht einmal einen Regierungskommissär ernannt hat, und von anderer Seite dagegen die überaus rege Betheiligung Oestreichs, welches in der That Außerordentliches aufwendete, veranlassen mancherlei, dem Norden nicht besonders günstige Parallelen.

Die Eröffnung hatte eine zwar zahlreiche, aber keineswegs übergroße Menge in das Industriegebäude gelockt. Den Damen waren die Galerien angewiesen, unten trieb sich umher, wer zu den Ausstellern gehörte oder eine Uniform besaß. Der letzteren sind viele in Baiern; mag auch in diesem Punkt das Großherzogthum Hessen das Höchste erreicht haben, so steht dessen graue Einförmigkeit doch weit hinter der bunten Mannigfaltigkeit, der erfindungsreichen Pracht des bayerischen Hofes und Staats zurück. Uniformen in allen Farben und Schnitten, mit allen möglichen Stickereien und Verzierungen, mit Orden und Schlüsseln, wohin man nur blickte. Der König und die Königin sahen in all diesem flitternden Glanze sehr einfach aus. Ein schönes Paar! Er, ein schlanker, mittelgroßer Mann von stattlicher Haltung, die Königin eine vollendet schöne Frau, welche nicht des Brillantendiadems bedürfte, um jeder Huldigung gewiß zu sein. Sie traten unter den Baldachin des Throns, der Minister hielt eine lange Rede für die Nächststehenden, der König antwortete kräftig, vernehmlich, gut, und erklärte die Versammlung für eröffnet. Die Musik fiel ein, die Brunnen sprangen rauschend bis zum krystallinen Gewölbe empor, die Orgel klang mit mächtigem Ton durch die weiten Räume, die Dampfmaschinen holten tief Athem, ächzten, stöhnten wie im Krampf, bis die gewaltigen Gelenke sich regten, — und dann begann das Geprassel, das Klappern, Schnarren, Pfeifen, Kreischen von hundert Maschinen in einem Gewirr, das wahrhaft sinnbetäubend war. Unter dem Jubelruf der Menge hielten die Majestäten ihren Umgang, nahmen da die frischgeprägten silbernen Denkmünzen vom goldenen Teller, dort Gedichte entgegen, und damit war die Feierlichkeit zu Ende.

Ueber die Ausstellung selbst, insoweit sie Ihren Leserkreis interessiren dürfte, vorläufig nur soviel: wer sie mit der Londoner Weltausstellung nur vergleicht, der thut dieser schreiendes Unrecht. Was in der britischen Metropole als riesige Verkörperung einer riesigen Idee ins Leben trat, das ist hier bloß eine gelungene Miniaturabbildung, kann und will auch nicht mehr sein. Was zuerst und am meisten auffällt, das ist, daß in der Stadt der Künste die Kunst so wenig und so gering vertreten ist — der Sieg, welchen die deutsche Kunst in London errungen hat, wird ihr in der Münchener Ausstellung nur darum zu theil werden, weil eben unter den Blinden der Einäugige König ist. Allerdings aber birgt auch die Stadt selbst soviel künstlerisch Großes, daß der Vergleich allzu prahlerisch herausgefordert würde.

Das Münchener Publicum weiß sich in seine gegenwärtige Lage noch nicht recht zu finden. „Gambrinus ein Industrieller!“ rief kürzlich ein geistreicher Lehrer an der hiesigen Hochschule mit zweifelndem Lächeln aus — und er hat recht. Der Münchener von echtem Schrot und Korn, der eingefleischte Baier will von der Welt jenseits des Mains und des Inns sowenig wie möglich wissen, und jeden Fremden betrachtet er als Eindringling, welcher „das Bier vertheuert!“ Den Zusam-

menfluß der Muster deutschen Gewerbleißes in seiner Hauptstadt glaubt er der eignen Industrie gefährlich, und zu lernen braucht er nicht, der Aufklärung bedarf er nicht. In England pilgerten Arbeitercaravanes aus den entlegensten Districten zur Weltausstellung — ich fürchte, solchen Zuzug werden hier zu Lande die Herren Pfarrer schon zu verhindern wissen. Denn wozu den Bauer geschickt machen? Inzwischen ist doch der Münchener selbst industriös genug, um zu wissen, daß man das Hühnchen pflücken muß, wenn man seiner habhaft wird. Ganz München ist jetzt eine ungeheure Pflückmaschine und ob ein Stück Haut und Fleisch dabei mitgeht, kommt nicht in Betracht. —

Die Mustervorstellungen auf der hiesigen Bühne haben begonnen: die Braut von Messina, Minna von Barnhelm und Nathan sind bis heute zur Aufführung gekommen — und der Gesamteindruck war in der That ein überwältigender, der auch die so hochgespannten Erwartungen hinter sich zurückließ.*)

Aus Konstantinopel den 17. Juli. — Es ist ein abnormer Sommer, den wir in diesem Jahre hier erleben. Die Hitze mag einem Bewohner Mitteleuropas und dem Engländer und Franzosen immerhin noch drückend vorkommen, und seit einigen Tagen wirkt sie auch ermattend auf den acclimatisirten Franken und auf den eingeborenen Osmanen, Armenier und Griechen, aber im Vergleich mit den vorausgegangenen Sommern, namentlich mit dem glühend heißen des Jahres 1851, in welchem die Vegetation weit und breit versengt, kaum ein grünes Blatt um die gegenwärtige Zeit noch an den Bäumen und anstatt des grünen Rasens nur verbrannte Halme zu entdecken waren, kann man den diesjährigen Julimonat einen wahrhaft kühlen nennen. Es steht diese hiesige Bitterung etwas im Contrast mit der in Deutschland, wo, wie ich aus den Zeitungen ersehe, die Tage heiß und selbst die Abende noch weit in die Nacht hinein von Schwüle heimgesucht sind. Wenn dort die Ernte unter solchen Bitterungsverhältnissen mit mehr Aussichten wie jemals erfüllt, kann man hier den Fruchtertrag ebenfalls als einen außergewöhnlich reichen ansehen. Wo gesäet worden ist — und dies geschah auf einem leider weniger ausgedehnten Flächenraume wie in anderen Jahren, lassen Korn und Weizen nichts zu wünschen übrig. Dieser besondere Glücksumstand verspricht den großen Ausfall zu decken, der namentlich auf dem Kriegstheater selbst in Folge des Kampfes mit Rußland entstanden ist. Die armen bulgarischen und walachischen Bauern liegen ohne Unterlaß mit ihren Gespannen nunmehr seit einem vollen Jahre auf den Heerstraßen, um den Transport des Kriegsmaterials, des Mundbedarfs, der Fournage und der Kranken und Verwundeten für Russen wie für Türken zu besorgen. Erstererseits bezahlte man sie gar nicht; letzterererseits bezugte man vielen guten Willen, die Leute vor Schaden sicher zu stellen, konnte ihnen aber dennoch nur Bons austheilen, die von Juden für ein Geringes aufgekauft worden sind, weil der Landmann, ohne Capital, wie er nun einmal arm und nothdürftig ist, mit geringen Procenten zufrieden sein mußte, um nur nicht noch länger ohne alle Mittel zu sein.

*) (Anm. der Red.) Der Brief ist durch einen Zufall eine Woche liegen geblieben. Wir liefern die Theaterberichte nach.

Es wird die Aufmerksamkeit nicht nur der Pforte, sondern aller am Kriege gegen Rußland theilnehmenden Regierungen in Anspruch nehmen, wie dem heutigen Nothstande in Bulgarien, der leicht zu einem fressenden, auf die Nebenprovinzen übergreifenden Uebel werden kann, abzuwehren sein wird. Nicht am unrechten Orte würde es sein, wenn, nachdem der Krieg völlig auf das linke Donauufer getragen worden ist, Eisenbahncompagnien die längst vorgeschlagenen Linien, namentlich die von Silistria nach Barna in Angriff nähmen. Ein Kanal von Czernawoda nach Kustendtsche gehört leider zu den unausführbaren Projecten; außerdem hat er nunmehr, wenn nicht seinen commercieell-praktischen, so doch seinen politischen Werth verloren, indem kaum daran zu zweifeln ist, daß Rußland beim nächsten Friedensschluß Bessarabien verlieren und darum die Donau bis ins Meer frei werden wird.

Alle Welt ist hier in höchster Erregung über die freudigen Nachrichten, die von der Donau eingegangen sind. Wenn auch die kaufmännische Welt über die gleichzeitige Bestätigung der Verwerfung der neuesten östreichischen Vorschläge durch den Kaiser Nikolaus wegen der dadurch nothwendig bedingten Verlängerung des Krieges nicht ohne Sorgen ist, sind dennoch die Töchter und Frauen des haut Commerce um so erfreuter über die Aussicht, im kommenden Winter eine Garnison von mindestens zwanzigtausend Mann Franzosen und Briten in Stambul zu wissen, was den Vätern und diplomatischen Coireen von Pera selbstredend einen noch nicht gesehenen Aufschwung verleihen wird.

Gegenwärtig sieht man nur noch ausnahmsweise europäische Uniformen in den Straßen. Die Ueberschiffung von Truppen und Material aus England und Frankreich ist als beendet anzusehen. Nur einzelne Dampfer liegen noch Skutari gegenüber vor Anker. Man fühlt, daß Konstantinopel nicht mehr der Mittelpunkt der Ereignisse ist, sondern daß derselbe nach Barna und Silistria, nach Rußschuck und Turtokan hinausgerückt wurde, um demnächst an den Pruth verlegt zu werden. Das Reich der Diplomatie und der Demonstration ist zu Ende und es ist die Aera des Zuschlagens, die an seiner Statt begonnen hat.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Politik ganz vom Schauplatz abgetreten ist. Sie hat sich lediglich in den Hintergrund zurückgezogen, und steht hier gleichsam bereit, um den verlorenen Posten sofort wieder einzunehmen. Politische Fragen sind wie jemals an der Tagesordnung, und eben jetzt discutirt man beim Eis-schälchen in den Conditoreien von Balzer und Balauri zu Pera und am Strand und in den Parks von Bujukdere keine eifriger als die: welches die demnächstige Stellung Oestreichs zur Pforte sein werde, ob es Grund habe, daß seit einigen Tagen das vornehme Türkenhum sich diesem Staate sichtlich zuneige und ob andererseits eine Entfremdung gegen die Westmächte bereits ersichtlich sei.

In diesem Augenblick weht ein heftiger Sturm über die Hauptstadt hin. Unermessliche Staubwolken ziehen daher und hüllen Straßen und Kirchhöfe, die hier die öffentlichen Plätze vertreten, ein. Mit dem Fernrohr kann ich von meinem Arbeitszimmer aus bis zum Leanderthurm schauen, wo die Wellen des Marmorameers, die seit mehreren Stunden aufgeregter sind, im wüsten Schaumregen sich an der Klippe brechen. Es ist ein Tag, wie man deren sonst am Bosphorus während des Sommers wenige zu haben pflegt. Muselmanen, Griechen, Armenier und Franken halten sich soviel wie möglich in ihren Wohnungen zurück, und selbst die sonst nie

rastenden Raikschis (türkischen Bootslente) wagen sich nur in geringer Anzahl mit ihren schmalen leichten Raiks auf die Meerenge hinaus und stehen für heute davon ab, den Dampfschiffen Concurrenz zu machen. —

Neuigkeiten der wissenschaftlichen Literatur. — Wir haben bisher mit unsren literarischen Uebersichten uns vorzugsweise auf diejenigen Disciplinen beschränkt, die sich auf das ethische Leben beziehen. Der große Umfang und die reiche Ausbildung, die gegenwärtig das Gebiet der Naturwissenschaften gewinnt, wird uns häufiger als früher veranlassen, auch auf diese Seite des wissenschaftlichen Lebens einzugehen, die immer mächtiger in die Entwicklung der Cultur eingreift. In diesem Augenblick liegt uns ein im größten Stil unternommenes Werk vor, auf das wir hier nur durch eine vorläufige Notiz hindeuten wollen, dem wir aber ein ernstes Eingehen vorbehalten: Geschichte der Botanik. Studien von Ernst Meyer. Erster Band. Königsberg, Vorträger. — Professor Meyer in Königsberg ist als einer der ersten Gelehrten im Gebiet der Botanik bekannt; er beginnt jetzt die Forschungen seines ganzen Lebens zu einer künstlerischen Darstellung abzurunden. Der erste Band, der uns vorliegt, enthält die botanischen Studien der Griechen und Römer bis zum Schluß des Augusteischen Zeitalters. Der zweite Band, der auch schon beendigt ist, und der im nächsten Jahre gleichzeitig mit dem dritten erscheinen soll, verfolgt die Geschichte der Botanik in Europa bis zu ihrem tiefsten Verfall bis nahe an die Zeit Karls des Großen. „Mit dem dritten Bande spinnt sich ein neuer dünnerer Faden an, die Geschichte indischer Pflanzenkunde, die nach dem Urtheil der gründlichsten Sanskritisten nicht so alt ist, wie man sich vor kurzem noch einbildete, und kaum bis zu Christi Geburt hinaufreicht. Bei den Persern und den Erben ihrer Macht und Geistesbildung, den Arabern, verbanden sich darauf einheimische, indische und griechische Elemente zu einer wunderlichen Mischung, worin zwar der Masse nach die letzteren überwiegen, doch alles fast wie eine urweltliche Flora unzusammenhängend und im Zustande der Erstarrung erscheint. Arabische Einflüsse erstreckten sich dann wieder auf die späteren griechischen und lateinischen Aerzte des Mittelalters, ohne die Medicin und mit ihr die Botanik merklich zu fördern. Erst als des Aristoteles ewig unzerstörbare Werke in Uebersetzungen theils unmittelbar aus dem Griechischen, theils erst mittelbar aus dem Arabischen in das barbarische Latein des Mittelalters den Abendländern aufs neue bekannt wurden, feierte nebst der Philosophie auch die Botanik und zwar durch Albert den Großen ihre Wiedergeburt, freilich nur, um gleich darauf zum zweiten Male zu entschlummern.“ Soweit soll der dritte Band gehen. Im vierten und fünften hofft der Verfasser die Geschichte der neueren Botanik bis auf Robert Brown herabführen zu können, da die vielen Untersuchungen über das Zeitalter und die Persönlichkeit der Schriftsteller, über die Echtheit oder Unechtheit ihrer Werke und dergleichen mehr, die in den beiden ersten Bänden soviel Raum einnehmen, in den beiden letzten ganz weggelassen und da in einer Zeit, in der die bedeutenderen Schriftsteller näher beisammenstehen, die unbedeutenderen, die keine Spur in der Wissenschaft hinterlassen haben, größtentheils ganz übergangen werden. — Man wird aus diesen dürftigen Notizen sich wenigstens eine oberflächliche Vorstellung von der umfangreichen Tendenz des Werkes zu machen verstehen. Auch über

die Intenſivität der Forſchungen, die überall die Natur eines gelehrten Quellenſtudiums haben, wollen wir hier nur einige Andeutungen machen. — Der Verfaſſer, der keineswegs in die Einſeitigkeit der gewöhnlichen Empirie verfällt, ſtellt zunächſt den leitenden Grundſatz für die Geſchichte der Wiſſenſchaft feſt: „Wie alle Naturforſchung, ja alle Wiſſenſchaft überhaupt, ſo iſt auch die Botanik aus dem Zuſammenfluß zweier weit auseinanderliegender Quellen abzuleiten: aus der zunächſt rohen Maſſe mannigfacher Erfahrungen ohne Zuſammenhang und Verſtändniß, wie ſie das Leben darbietet im Umgange mit der Natur, die unſern nächſten einfachen Bedürfniſſen ſo freigebig entgegenkommt, und aus dem höhern Bedürfniß des Geiſtes, aus dem uns angeborenen Durſt nach zuſammenhängender Auffaſſung der Dinge, mit einem Wort aus der Speculation. Man irrt, wenn man ſich einbildet, alle Naturforſchung ginge von der Erfahrung aus, die Speculation ſuchte ſich ihrer erſt allmählig zu bemächtigen. Thatsächlich, wie alle Geſchichte lehrt, ſind beide gleich alt und urſprünglich, und erhalten ſich fortſchreitend in unaufhörlicher Wechſelwirkung, ſo daß zwar bei einzelnen Trägern der Wiſſenſchaft, ja bei ganzen Völkern, in ganzen Zeiträumen, bald die Empirie, bald die Speculation vorwaltet, doch nie eine die andere gänzlich unterdrückt. Und wie könnte der Empiriker auch nur zwei Thatsachen miteinander verknüpfen ohne freie Vernunftthätigkeit? und woher nähme der Philoſoph den Stoff zu ſeinen kühnſten Conſtructionen, wenn nicht aus der Sinnenwelt? Es iſt thöricht, die Form auf Koſten des Stoffs zu erheben, weil dieſen die Natur darbietet, jene der freie Geiſt hinzufügt: als ob die Form ohne den Stoff, woran ſie ſich bethätigt, Realität hätte. Doch ebenſo thöricht iſt umgekehrt die Verachtung der Form, weil ſie der Veränderung unterworfen iſt, und der Dünkel auf den Reichthum des Stoffs, der, einmal gewonnen, ſeinen Werth ewig behauptet; als ob er nicht ſeinen Werth für uns, für die Wiſſenſchaft, erſt dadurch bekäme, daß der Geiſt ihn bildend zuſammenfaßt.

Ein gewiſſes Maß empiriſcher Pflanzenkenntniß, ſowie einzelne ſpeculativ fruchtbare Gedanken beſaßen ohne Zweifel andere Völker lange vor den Griechen, und ich bin weit entfernt, zu leugnen, daß ſich zahlreiche Spuren von beiden ſogar ſchon in den moſaiſchen Schriften nachweiſen laſſen. Wiſſenſchaft entſpringt aber erſt aus der Vereinigung beider, und weder allein aus der ſich ſelbſt gleichen Erde, noch allein aus der Stirn des Zeus. Sie hemmt ihren Fortſchritt, ſo oft die beiden Erzeuger gegeneinander erkalten; wo aber beide nach ſolcher Trennung ſich wieder zuſammenfinden, und keiner ſich ſtolz des andern überhebt, da liegen die Knotenpunkte großer wiſſenſchaftlicher Fortentwicklung. Und der erſte jener Knotenpunkte, wie für die meiſten, ſo auch für unſre Wiſſenſchaft, fällt in die Zeit des Ariſtoteles. Erſt bei den Griechen iſt es ſorglich der Mühe werth, nachzuſuchen, wie Empirie und Speculation, anfangs jede für ſich, das glückliche Ereigniß ihrer Vereinigung vorbereiteten und endlich zu Stande brachten. Sei dieſer Betrachtung unſer erſtes Buch geweiht.“ — Nach dieſen Grundſätzen wird zunächſt die empiriſche Pflanzenkenntniß bei den Griechen entwickelt, ſodann die Speculation bis Ariſtoteles. Häufig ſind es nur zerſtreute Notizen, die aus dieſer frühen Zeit aufbewahrt ſind, der Verfaſſer hat aber mit Recht geglaubt, auch dieſe anführen zu müſſen, um einen chronologiſchen Zuſammenhang herzuſtellen. Weiter und größer werden die Geſichtspunkte bei der Blüthenzeit der griechiſchen Wiſſen-

schaft, bei Aristoteles und seiner Schule, wo die sämmtlichen mit der Botanik zusammenhängenden Gebiete, namentlich auch die physiologischen Anfänge, die Begriffe von Leben, Tod, Organismus u. s. w. einer sorgfältigen Prüfung unterworfen werden. Aus der spätern Zeit werden auch die Dichter, soweit sie sich auf das Gebiet der Naturwissenschaft beziehen, die Mystiker, ferner die Schriftsteller über Geographie und Landbau herangezogen, um einen innern Zusammenhang der Entwicklung herzustellen. — Wir begnügen uns hier mit diesen vorläufigen Notizen, machen aber noch von unsrem Standpunkte aus darauf aufmerksam, daß das Werk nach seinem Stil und seiner Fassung nicht bloß dem Gebiet der strengen Gelehrsamkeit angehört, sondern auch als ein Theil der Nationalliteratur betrachtet werden muß, und daß sein Studium für jeden, welcher der Culturgeschichte eine mehr als flüchtige Aufmerksamkeit widmet, ein unabweisliches Bedürfnis ist. Denn Werke, die auf der Höhe der Wissenschaft stehen, haben neben ihrem eigentlichen und unmittelbaren Zweck noch den zweiten, die gesammte gebildete Welt anzuregen und zu fruchtbarem Nachdenken über ihren innern Zusammenhang der menschlichen Bildung überhaupt aufzufordern. — Es ist sehr ehrenvoll für Königsberg, daß diese entlegene und von dem Zusammenhang der allgemeinen deutschen Cultur so sehr abgeschnittene Stadt zu jeder Zeit in irgendeinem speciellen Fach ein wissenschaftliches Leben von höherer Bedeutung entwickelt. Vor einem Jahrzehnt blühte vornämlich die Mathematik und Astronomie, gegenwärtig scheint die eigentliche Naturwissenschaft der Mittelpunkt der Studien zu sein. Ein glänzendes Zeugnis dafür legen die Königsberger **naturwissenschaftlichen Unterhaltungen** ab, von denen soeben (Königsberg bei Bornträger) das erste Heft des dritten Bandes erschienen ist. Es enthält von dem Verfasser des obenstehenden Werkes, Professor Meyer, eine Abhandlung über die Beständigkeit der Arten, besonders im Pflanzenreich; von Professor Helmholz, dem jungen Gelehrten, der in kurzer Zeit die Höhe der physiologischen Wissenschaft erstiegen hat, eine Abhandlung über die Natur der menschlichen Sinnesempfindungen; von Doctor Dhler zwei Aufsätze über die Bewegungen der Erdrinde und über das centrale Südafrika; endlich vom Oberlehrer Schumann eine Darstellung des Lebens im Wassertropfen. Alle diese Abhandlungen, wenn auch in ihrer Form für ein größeres Publicum bestimmt, sind Resultate langjähriger Forschungen, zum Theil bedeutend eingreifend in den Fortschritt der Wissenschaft. — In dasselbe Gebiet gehört das Werk: das Wesentlichste der Sternkunde nach den neuesten Entdeckungen in leichtfaßlicher Aufstellung zum Selbstunterricht für Gebildete beiderlei Geschlechts von F. L. v. Buttlar. Mit zwei großen Sternkarten. Königsberg, Bornträger. — Der Zweck des Verfassers geht vorzugsweise auf eine zusammengedrückte Vorstellung; eine streng wissenschaftliche Ausführung hat er nicht versucht. — Bereits in einem früheren Heft haben wir die Bearbeitung des in England so sehr beliebten Werkes von Johnston über die chemischen Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens von Dr. Wilhelm Hamm angeführt. Seit der Zeit sind zwei neue Bearbeitungen erschienen, zunächst in den naturwissenschaftlichen Volksbüchern (Berlin, Franz Duncker): Die Chemie des täglichen Lebens von James F. W. Johnston. Deutsch bearbeitet von Th. D. G. Wolff. (Die Bearbeitung von Hamm, die zu demselben Preise erscheint, ist bei weitem besser ausgestattet); ferner: „James Johnstons chemische Bilder aus dem Alltagsleben.“ Erste Hälfte. Hausbibliothek, Lorch.

(Es ist die billigste Bearbeitung, sie kostet nur 1 Thlr., während die beiden anderen zum Preise von 1 Thlr. 20 Sgr. hergestellt sind. Dafür fehlen die Kupfer). — Endlich führen wir noch die Taschenbibliothek der Reise-, Zeit- und Lebensbilder an (Mudolstadt, Fröbel), deren soeben erschienene sechste Abtheilung eine Darstellung der Colonien Sugeraguhy und Bergueiro enthält. — Eine kleine Abhandlung: Enthüllungen. 1., Eisstrücker, Elektromagnetismus und Rotation der Himmelskörper. Neues System der physischen Astronomie, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft, von Ribet, Lehrer. (Dresden, Adler und Dieze), gehört nur theilweise in das Gebiet der wissenschaftlichen Literatur. Dasselbe gilt von dem kleinen Werk: Populäre Vorträge über Physik für Damen. Von J. A. F. Fladung. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. Wien, Wallishäuser. — Das Büchlein ist aus Vorträgen entstanden, welche der Verfasser vor dem gebildeten Adel Ungarns gehalten hat. Es enthält nur die allereinfachsten Beziehungen der Physik und auch diese nur in den verständlichsten Umrissen, aber es ist für seinen Zweck mit Verstand und Sachkenntniß abgefaßt und gewinnt den Leser durch den lebendigen Vortrag. —

Indem wir nun aus der Naturwissenschaft wieder in unsren gewohnten Kreis übergehen, haben wir die Freude, von dem deutschen Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm (Leipzig, Hirzel) einen neuen Fortschritt anzeigen zu können. Von dem zweiten Bande ist die erste Lieferung erschienen (Biermörder—Vorg). Und wer aus einem einzelnen Beispiel sich ein Bild von der glänzenden Gelehrsamkeit und dem Scharfsinn machen will, mit dem dieses große Nationalwerk ausgeführt wird, der möge hier nur die beiden Abhandlungen über die Präposition bis und über das Verbm bleiben aufschlagen. Möge ein guter Geist über dem Fortgang dieses unvergleichlichen Werkes walten. —

Das Gebiet der Kunsliteratur ist gleichfalls durch ein neues glänzendes Werk bereichert: Malerische Perspective. Mit einem Anhang über den Gebrauch geometrischer Grundrisse. Von Guido Schreiber. Karlsruhe, A. Geßner. — Wir haben vor einiger Zeit bei Besprechung der Bisherschen Aesthetik darauf hingedeutet, wie nothwendig es ist, zur Feststellung des Urtheils über Kunstgegenstände aus den allgemeinen Phrasen der Kennerchaft herauszugehen, die man sich sehr leicht aneignet, die aber höchstens den Unkundigen täuschen können, und statt dessen eine streng wissenschaftliche Grundlage zu gewinnen. Die Technik hat in neuester Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht, und der Sinn für das Angenehme und Gefällige hat sich nach allen Richtungen hin ausgebreitet. Wenn wir dagegen die Vorstudien unsrer Künstler über das Gesetz, aus welchem allein die höhere Bedeutung der Kunstleistungen hervorgeht, mit denen vergleichen, welche die deutschen Meister in der guten Zeit unsrer Kunst angestellt haben, so würden wir nicht selten beschämt werden. Allein nicht bloß der ausübende Künstler bedarf eine Ausbildung des Sinnes, sie ist für jeden nöthig, der sich zu den gebildeten Classen des Volks rechnen will. Man rühmt häufig die großen Errungenschaften unsrer modernen Civilisation, und es ist auch nicht zu leugnen, daß, wenn man sie in der Masse betrachtet, die früheren Zeitalter weit dahinter zurückbleiben. Allein der einzelne hat in der Regel an diesem Besitz des Zeitalters keinen sehr großen Antheil; daß man aus dem Hörensagen gelernt hat, die Erde sei eine Kugel, die sich

um die Sonne drehe, will noch nicht viel bedeuten, denn nicht das letzte Resultat des Wissens, sondern der Weg, auf dem man dazu gelangt, vermittelt die Höhe unsrer Bildung. Wir haben der Anlage nach vortreffliche Bildungsanstalten, und wenn z. B. auf den Gymnasien dasjenige, was den Gegenstand im Unterricht ausmacht, auch wirkliches Eigenthum aller Schüler würde, so könnte das Zeitalter mit sich selbst sehr zufrieden sein. Allein jedermann weiß, wie wenig die Wirklichkeit mit solchen Wünschen übereinstimmt. Auf allen Lehranstalten ist der Zeichenunterricht als integrireder Theil der allgemeinen Erziehung mit aufgenommen, und doch wird jedermann wissen, daß unter Hunderten, welche die Anstalt verlassen, nur immer einer ist, der einen bleibenden Gewinn davonträgt. Man pflegt hier zu sagen, zu dergleichen Uebungen gehöre Talent, allein das Mißverständniß ist handgreiflich: der Zeichenunterricht auf den Schulen soll nicht dazu dienen, angehende Künstler zu bilden, sondern die Kunst des Sehens, den Erwerb einer Reihe von Jahrhunderten, methodisch zu überliefern. Diese Kunst läßt sich jedem grade so überliefern, wie etwa die Theorie der Kegelschnitte oder wie die griechische Grammatik, und sie scheint uns wichtiger zu sein als beides, denn sie bezieht sich auf die Totalität der Seele; sie beschäftigt gleichmäßig Phantasie und Verstand. Der spätere Dilettantismus, so wichtig und nothwendig er ist zur Vermittelung zwischen der eigentlichen Kunst und dem recipirenden Theil der Gesellschaft, reicht doch nicht aus, denn die Liebhaberei, der es darauf ankommt, so schnell als möglich etwas in seiner Art Fertiges zu liefern, nach Kräften zu produciren und so mit den eigentlichen Künstlern zu wetteifern, bleibt in der Regel bei der Ausbildung einer einseitigen Fertigkeit stehen und wirkt auf das Urtheil häufig mehr verwirrend als aufklärend. Der Dilettant — und die ganze gebildete Welt sollte nach dieser Seite hin Dilettant sein — bedarf für die Grundlage der Kunst eine ebenso strenge Ausbildung als der Künstler. Das vorliegende Werk nun erfüllt nach einer bestimmten Seite der Kunst hin diesen Zweck auf das vollkommenste; es verfolgt eine streng wissenschaftliche Methode; geht über keinen Begriff und kein Gesetz hinweg, ohne ihn bis zur vollständigen Evidenz erschöpft zu haben, und verbindet damit den Vorzug, in den sehr zahlreichen und sehr sorgfältig bearbeiteten Beispielen überall anregende und bedeutende Muster zu wählen, und so nicht bloß auf die Einsicht, sondern auch auf den Geschmack bildend einzuwirken. — Es sind in den letzten Jahren eine Reihe von Schriften erschienen, die gewissermaßen ineinandergreifen, indem jede einen bestimmten Zweig der Kunst behandelt. Wir beabsichtigen in der nächsten Zeit eine erläuternde Zusammenstellung derselben zu geben, in der das vorliegende Werk einen hervorragenden Platz einnehmen wird. —

Unter den Neuigkeiten aus den übrigen Wissenschaften führen wir die Fortsetzung der Geschichte Attilas an, welche Amedée Thierry, der Bruder des berühmten Geschichtschreibers, der sich selbst durch vorzügliche Leistungen bekannt gemacht hat, in der Revue des deux mondes erscheinen läßt. Er bemüht sich darin nachzuweisen, daß die Hunnen keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, plötzlich vom Schauplatz der Begebenheiten verschwunden seien, daß vielmehr in den Reichen der Hunnen, der Awaren und der Ungarn eine durchgreifende Continuität sich ausspricht. —

Neue Gedichte. — Von den zahlreichen Gedichtsammlungen, die uns vorliegen, heben wir zunächst hervor: Große und kleine Struwelpeter. Von

Karl Wendelin. Halberstadt, Robert Franz. — Das Bändchen enthält Satiren gegen hervorragende Persönlichkeiten der neuesten Literatur, namentlich gegen Richard Wagner und Oskar von Redwig. In vielen Fällen würden wir mit dem Verfasser übereinstimmen, da uns das, was er an jenen Personen lächerlich findet, gleichfalls lächerlich vorkommt, aber als abgeschlossene Dichtungen machen diese Versuche doch einen sehr unangenehmen Eindruck. Eine ausgeführte Satire wird dadurch noch nicht gerechtfertigt, daß der Verfasser recht hat; es muß ein glänzender Witz hinzukommen, um uns mit der reinen negativen Haltung zu versöhnen. — Eine ernsthafte Haltung hat dagegen: Die Beste Coburg. Gang durch die Geschichte in Dichtungen von Friedrich Hoffmann. Mit einer Ansicht der Beste und geschichtlichen Anmerkungen. Hildburghausen, Kesselring. — Der Verfasser berichtet in einfacher, bescheidener und gemüthvoller Darstellung die Hauptbegebenheiten, die sich an diese alte Festung knüpfen und ersetzt, was ihm an eigentlicher Poesie abgeht, durch Wärme der Erzählung. — Das zweite Bändchen von Walter Scotts poetischen Werken in der Uebersetzung von Alexander Reidhardt enthält das epische Gedicht: der Herr der Inseln. Das Gedicht gehört nicht zu den vorzüglichsten von Walter Scott, doch verdient es immer noch in Deutschland bekannter zu sein, als es jetzt der Fall ist. Die Uebersetzung ist im ganzen treu, aber nicht selten steif und gezwungen. Es erfordert ein eignes Studium, wenn man die Sprache Walter Scotts poetisch wiedergeben will. — Die Sammlung: Weihnachtsbaum für arme Kinder. Gaben deutscher Dichter, eingesammelt von Friedrich Hoffmann. Zwölfte Christbescherung. (Hildburghausen, Bibliographisches Institut.) verdient schon wegen des guten Zwecks, der sich in den früheren Sammlungen bewährt hat, Anerkennung und Verbreitung. Sie hat aber auch einen Werth in sich selbst, denn sie enthält einige recht schöne Gedichte, und ist durchweg in einem gemüthlichen Charakter gehalten. — Das epische Gedicht: Seelenwanderung von Brachvogel. (Berlin, Leopold Vassar.) macht sehr große Ansprüche; es ist im Faustschen Ton gehalten und beschäftigt sich nur mit höheren Weltideen. Aber die Ausführung entspricht diesen Ansprüchen keineswegs, denn sie nähert sich ebenso häufig der Trivialität als dem Schwulst. — Erinnerungen an Baiern. Reisebilder von Alexander Gisl. Empfindungen an Landschaften angeknüpft, wie sie auch wol frühere Reisende ähnlich gehabt haben. — Von anderweitigen Gedichtsammlungen erwähnen wir die Gedichte von Klaus Klaus. Mit Originalzeichnungen von Oskar Dreßler. (Schaffhausen, Brodtman.) die sich durch einige gute Naturanschauungen auszeichnen; die Gedichte von Eduard Siegel. (Leipzig, Hebenstreit) einfach und gutmüthig; endlich Gedichte von Emanuel Kaulf, mit dem etwas anspruchsvollen Titel: Granit und Marmor. Diese Gedichte bieten den vielfältigsten Stoff für Satire; indeß wir gehen darauf nicht ein, theils weil er zu nahe liegt, theils weil hier offenbar eine gutmüthige Persönlichkeit ins Spiel kommt, die nur leider durch die allgemeine Neigung unsrer Zeit in ein Gebiet gezogen ist, für das sie nicht paßt. Wir wollen nur an ein kleines Gedicht einige Betrachtungen knüpfen. Dies Gedicht hat die Ueberschrift: Aus dem Aetherischen ins Irdische übersezt, und lautet folgendermaßen:

Man kommt sich fremd und kalt entgegen,
 Als hätte man sich nie gekannt,

Und war doch einst so süß verwegen,
 Daß man sich Herz an Herz verbrannt.
 Nun, wenn man da noch fragen wollte,
 Was wol der Kern der Liebe sei?
 Man müßt gestehn, wenn man selbst grollte,
 Sie sei ein Ei, ein Ei von Blei!

Freiligrath und andere neue Dichter haben mehrfach die Behauptung ausgesprochen, die Poesie sei ein Fluch, ein Elend u. s. w., so daß man jedes hoffnungsvolle Kind nicht früh genug davor warnen könnte, in die Neze dieser bösen Zauberin zu fallen. Nun weiß man im ersten Augenblick nicht, was man aus dergleichen Behauptungen machen soll, da die Fähigkeit, seinen Empfindungen eine schöne Gestalt zu geben, unter allen Umständen ein Glück genannt werden muß: nicht bloß weil man Freude an einer schönen Melodie empfindet, sondern auch weil der Ausdruck, den man selbst trüben Empfindungen gibt, die Seele von der Last derselben befreit, wie auch Tasso ganz richtig bemerkt:

Denn wo der Mensch in seiner Dual verstummt,
 Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide!

Allein die neueste Poesie scheint wirklich etwas Hexenartiges zu haben, denn sie macht die Menschen, die sich mit ihr beschäftigen, unzufrieden, gallig und verschroben. Sollte es etwa daher kommen, daß sie dem Dichter so glänzende Scenen der Einbildungskraft zeigt, daß ihm die Wirklichkeit dagegen schal und nüchtern vorkommt? Aber dann müßte sich doch wenigstens von Zeit zu Zeit in den Gedichten selbst ein Strahl jener Idealität zeigen, so daß, wenn wir auch die irdische Stellung des Dichters betrauern, wir uns doch der Macht seiner Phantasie mit Bewunderung erfreuen. Allein die moderne Muse gibt ihren Jüngern im Gegentheil häßliche und widerwärtige Bilder ein, die gar nichts Idealisches haben, sondern zuweilen ans Schmutzige grenzen. Es gibt wol auf Erden kein so verkümmertes Gemüth, das nicht einmal vom Sonnenstrahl der Liebe berührt wurde, das also nicht einen poetischen Moment gehabt hätte. Nun wäre es doch die Aufgabe der Dichter, diesem Moment eine bleibende Gestalt zu verleihen, so daß jedes natürlich empfindende Herz Erlebtes anmuthig wiederfände. Die alten Dichter haben das auch gethan, so gut oder so schlecht es gehen wollte. Seitdem aber Heine die Liebe mit einem Stern in einem Haufen Mist verglichen hat, um den die Sau sich grunzend wälze u. s. w., beeifern sich unsre Poeten, ihm in diesen angenehmen Bildern nachzuempfinden, und einer überbietet immer den andern. In dem vorliegenden Gedicht kann man ungefähr errathen, was der Dichter gemeint hat, als er in dem Kern der Liebe Blei findet. Denn Blei ist ein schwerfälliges, unlebendiges Metall, aber was das Ei soll, noch dazu das wiederholte Ei, das möge Gott wissen. Es ist uns in der neuesten Zeit mehrfach so vorgekommen, als ob man die Poesie dazu bestimmt hätte, das auszudrücken, was zu einfältig ist, in Prosa gesagt zu werden.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um noch einmal auf das Gedicht von Geibel zurückzukommen, welches die Kreuzzeitung mitgetheilt hat. Es hat sich nun herausgestellt, daß dieses Gedicht keineswegs auf die gegenwärtige Situation gemacht ist, sondern einer ganz alten Zeit angehört, und von dem Dichter selbst zurückgelegt wurde. Wir freuen uns, unsre frühere Anklage gegen den Dichter zurücknehmen zu können. Daß die Kreuzzeitung die Dreistigkeit gehabt hat, mit einem unbescholtenen Namen ein dreistes Spiel zu treiben, wird keinen, der sie kennt, befremden.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. A. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.